

Nr. 221. Bromberg, den 25. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(23. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Verreden Sie das nit.“

Grete Frieders lächelte. „Wir haben es uns nicht versprochen, Frau Korn, daß der übrigbleibende Teil nicht heiratet. Ich aber tue es nicht.“

Die Hohlöfnerin schüttelte den Kopf. „Ich weiß nit, ist das mehr traurig oder ist es etwas anderes.“

„Es ist wohl etwas anderes, aber es ist nichts für Sie und nichts für Rudolf.“

„Dann ist es auch nix für Sie.“

„Doch, für mich ist es gerade das Richtige, und es ist alles, was der denkende Mensch sich an Religion in der Stadt retten kann, das tiefe Gefühl des Nichtseins an sich und des Allesseins in Gott. Was dazwischen liegt, — und ich wollte, ich hätte das, — das kann nur der haben, der mit den Füßen in der Erde steht, nicht nur, wie wir, auf der Erde.“

„Haben Sie so mit Rudolf geredet?“

„Nein. Ich werde auch nicht so mit ihm reden. Der alte Herr Schmidt hat ihm gesagt, er sei einer, der sich selber suche.“

„Dann kann er sich aber auch irre gehen.“

„Das brauchen Sie bei Rudolf nicht zu fürchten, aber als ein anderer wird er Ihnen heimkommen, als er gegangen ist.“

„Am Ende gar nit mehr als Bauer.“

„Oder als ein besserer Bauer.“

„Lieber Gott, was doch aus einem unbedachten Worte werden kann!“

Sie plauderten noch eine Weile, Mutter Korn erzählte von ihrem Mann und hielt beide Hände über ihn, sprach vom Mariele, das Frau Grete unbedingt kennenlernen müsse, und berichtete von der Ernte, die auf den Hofäckern wuchs.

Nach einer reichlichen Stunde kam Rudolf wieder. Der war, kaum daß er in das Haus Werners zurückgekehrt war, gerufen worden und hatte den alten Herrn Schmidt bei seiner Tochter gefunden. Der Mann war völlig ruhig gewesen, und die Ruhe schien auch auf die Frau übergegangen zu sein.

„Korn“, hatte er begonnen, „der Haushalt hier wird aufgelöst. Ihre Stellung ist erledigt.“

„Damit habe ich gerechnet.“

„Was wollen Sie nun anfangen?“

„Das weiß ich noch nit.“

„Heimgehen wollen Sie nicht?“

„Nein, ich bin noch nit so weit.“

„Wie weit wollen Sie denn eigentlich kommen?“

„Ich möchte noch manches kennenlernen.“

„Korn, Sie wissen, was ich Ihnen an dem Abend gesagt habe, an dem Sie vor meinem Hause hielten. Wir wollen nicht wieder von dem Dienst reden, den Sie meiner Tochter geleistet haben, aber Sie interessieren mich. Was Sie suchen, wissen Sie vielleicht selber nicht recht. Sie wollen weniger die verschiedenen Arten der Arbeit kennenlernen, Sie wollen die Menschen kennenlernen. Und dabei kann für alle Teile nur Gutes herauskommen. Da aber die Arbeit den Menschen formt, müssen Sie eben an die Arbeit. Der Gießer ist ein anderer als der Kranführer, der wieder ein anderer als der Kernmacher, als der Bergmann, der Weber, der Drahtzieher. Die Leute meinen, sie wären gleich. Das ist aber nicht wahr. Sie haben gewisse Interessen gemeinsam, man macht sie ihnen sogar gleich, aber es sind da doch hundert Unterschiede, die sich alle irgendwie auswirken. Das auch nur ein klein wenig zu begreifen, dazu gehört ein langes Leben, und selbst das längste ist zu kurz. Sie wollen den Stadtmenschen als Ganzes sehen und verstehen, um ihm gerecht zu werden und anderen die Augen dafür zu öffnen. Das ist gut, und dazu biete ich meine Hand. Sie können jeden Tag auf mein Werk kommen, und Sie können in allen Abteilungen arbeiten. Wie denken Sie darüber?“

„Ich nehme an und danke Ihnen.“

„Dann ist das erledigt. Versorgen Sie die Pferde hier noch ein paar Tage und machen Sie den Tieren ein wenig Bewegung. — Das Mädchen hat meiner Tochter gesagt, daß Ihre Mutter da ist. Gehen Sie ruhig wieder hin. Hier ist jetzt nichts weiter zu tun.“

Die Stimme des alten Mannes hatte so gemessen wie immer geklungen. Sie war auch gestern abend kaum bewegter und doch eisern gewesen.

Ach ja, die letzte Fahrt mit dem Herrn! Rudolf Korn sah ihn wieder vor sich. Er hatte Herrn Werner vor das stille Landhaus gefahren. Es war ein schwüler Abend, und die Fenster standen offen. Korn hatte wahrhaftig nicht lauschen wollen, er hatte auch seines Herrn Worte nicht verstanden, aber er hatte aus deren Ton gehört, daß er bat, drängte, forderte. Deutlich dagegen hatte er des alten Herrn Stimme vernommen. Erst ein kurzes, eisernes: Nein, dann: „Georg, ich habe dich nicht nur gewarnt, ich habe dir auch mehr gegeben, als ich verantworten konnte. Ich habe es um Elisabeths willen getan, aber ich hätte es doch nicht tun sollen; denn ich wußte, daß es verloren war. Es handelt sich bei dir nicht um eine Bank der armen, ehrlichen Leute.“

„Bei mir haben Handwerker, Kaufleute und kleine Fabrikanten ihre Konten. Sogar eine Waschfrau.“

„Und alles ist Gesindel“, hatte die eiserne Stimme geantwortet. „Spekulantengesindel, das nicht arbeiten, das schachern wollte. Die Sorte ist in allen Ständen vertreten, und mit denen habe ich kein Erbarmen. Ich bin vor reichlich fünfzig Jahren als Schlossergeselle hierher gekommen.“

„Dir hat die Zeit geholfen.“

„Das ist die richtige Auffassung. Die Zeit. Hahaha. — Nein, mir hat die Arbeit geholfen und die Sparsamkeit. — Spare dir jedes weitere Wort. Mag das Volk jetzt kriegen, was es verdient; ich greife nicht mehr zu.“

Rudolf hatte den Pferden die Köpfe gestreichelt, um nicht als Lauscher befunden zu werden. Vom Platze aber konnte er nicht.

Da kam sein Herr, stieg wortlos in den Wagen, nannte kein Ziel und antwortete auch nicht, als Rudolf danach fragte. So fuhr der ihn heim.

Am Morgen war der Mann tot. — —

Rudolf trat wieder in Grete Frieders Stube. Die Mutter hatte das Kind auf dem Arme. Sie fragte nicht mit Worten, aber sie fragte mit den Augen in den Sohn hinein.

Und der antwortete kurz: „Ich gehe zum alten Herrn in die Gießerei."

Da seufzte die Bäuerin.

Nach dem Mittagessen schlug Rudolf der Mutter vor, in die Stadt zu gehen. Die wehrte ab.

„Nit unter die vielen Menschen, Rudolf."

„Gut. Dann gehen wir nach dem Parke."

Grete Frieders ging in das Geschäft und nahm ihr Kindchen mit.

Und nun saßen sie auf der Bank am Teichrande, Rudolf Korn und seine Mutter. Über ihnen breitete eine Blutbuche ihr dichtes Dach aus, vor ihnen plätscherten die Wellen des Teiches leise an das Ufer.

„Nun erzähle von daheim", bat Rudolf. „Wie weit sind sie mit der Heuernte?"

„Fertig. Das Mariele hat alle Tage mitgeholfen."

„Von der kannst du mir nachher erzählen. — Sie sind fertig? Das Wetter war gut, aber sie müssen sich doch tüchtig dazugehalten haben. — Wie steht das Korn?"

„Gut, Rudolf. Ich wüßte nit, daß es einmal besser gestanden hätte."

Sie plauderten, und Mutter Korn mußte die ganze Heimatflur vor dem lauschenden Sohne aufbauen. Das freute und beruhigte sie. Rudolf war kein Stadtmensch, er war Bauer.

„Und wie ist es mit dem Vater?" fragte er.

„Du mein, wie soll es sein? Nit wie immer, das kann ich dir sagen. Wenn er das Wort ungesagt machen könnte, er tät's lieber heute wie morgen, aber es geht halt nit."

Dazu schwieg Rudolf und sah vor sich hin.

„Mit dem Mariele ist er wie sonst. Was er machen wird, weiß ich nit, aber daß es gut wird, das weiß ich."

„Ist bloß ein bissel teuer bezahlt", grollte Rudolf.

Die tapfere Frau aber wußte es besser. „Das kommt auf dich an, Rudolf, und für das, was du jetzt vorhast und machst, ist der Vater nit mehr verantwortlich. Von ihm aus soll ich dir sagen, du möchtest heimkommen."

„Kann ich jetzt nit."

„Weil du nit willst. Das hast du von deinem Vater, bloß daß der's herauspoltert, und du verbeißt es dir. Im übrigen ist einer wie der andere."

„Nein, Mutter. Es ist nit Dickköpfigkeit und, ich muß es dir sagen, es ist auch nit, daß ich dem Vater böse wäre. Wenn er jetzt sagte: Das Mariele hat das Geld beinander, oder: Ich nehme mein Wort zurück, ich käme doch nit heim. Unter einem Jahre nit. Mutter, die Zeit ist wahrlich nit leicht. Was man auf dem Dorfe löffelweise kriegt, das kriegt man hier mit dem Eimer . . ."

„Und verdirbt sich den Magen."

Rudolf zuckte die Achseln. „Ein bissel vielleicht manchmal, aber ich kann es vertragen."

„Was willst du denn damit, daß du die Stadt kennenlernst? Du wirst einmal der Hohlofenbauer, hast dein Gewisses, und das andere braucht dich nit zu scheren."

„Ich hab's nit gewollt, daß ich in d e m Wasser schwimmen lernte, der Vater hat's auch nit gewollt. es ist gekommen. Du bist es gewesen, die zuerst von der Lehrzeit geredet hat und hast damit das richtige gesagt. Ich werde kein schlechter Bauer sein, wenn ich heimkomme, aber ich werde einer sein, der, wenn sie die Stadtleute schlecht machen, hintreten und sagen kann: So ist's nit."

„Soll das was nutzen, Rudolf?"

„Schaden tut's wenigstens nit. Es ist halt, wie's ist. — Und — was macht das Mariele?"

„Das weißt du doch. Sie schreibt dir ja wohl jede Woche ein paar Briefe", sagte Korns Mutter lächelnd.

„So schlimm ist's nit, aber sieschreibt mehr wie ich. Hat halt auch mehr Zeit."

„Umgekehrt wäre richtig. Du hast mehr Zeit, aber das Mariele ist besser beieinander wie du. — Der junge Lehrer sieht recht krank aus."

„Was willst du auf einmal mit dem?"

„Ach, nix weiter."

„Hab schon manchmal gedacht, er hat die Schwindsucht."

„Hat er, Rudolf, und wird nit mehr lange machen."

„So böse ist's schon?"

„Wird wohl so sein. Nun paß auf: Er weiß, daß er sterben muß, und — er hat das Mariele gern. Wäre er gesund, müßtest du es mit ihm aufnehmen."

Rudolf lachte. „Der wäre der letzte, vor dem ich mich fürchten tät."

„Red nit so, Rudolf. — Das Mariele weiß, daß er sie gern hat."

Rudolf richtete die Augen gespannt auf die Mutter.

„Gelt, jetzt bist du schon eifersüchtig? Schadet nix. Ist dir sowieso mit dem Mädel alles viel zu glatt gegangen. Das tut gar nit gut, weißt ja sanst gar nit, was du an ihr hast."

„Mutter", Rudolf legte seine Hand auf die der Mutter, „ist da etwas nit in Ordnung?"

„Freilich ist da etwas nit in Ordnung."

„Das — Mariele schreibt mir, und . . . und, sie meint es d o c h nit ehrlich? Und ich sitze dahier und verderbe mir das Jahr und . . . Kreizdeibel!"

„Immer weiter, Rudolf, du bist auf dem richtigen Wege. Verdirbst dir das Jahr und . . ."

In Minna Korns Augen stritten Ernst und Spott.

Der Sohn rückte sich zurecht. „Red, Mutter. Das kann ich nit vertragen, wenn ich nit weiß, woran ich bin."

„Du weißt nit, woran du bist? Wenn nun ich n i t davon geredet hätte, wenn einer von den jungen Burschen gekommen wäre und hätte dir erzählt, das Mariele hölt's mit dem jungen Lehrer."

„Dann. Ja, ich hätt mir den Kerl angesehen und . . ."

„Und? Jetzt kommt doch erst das richtige."

„Laß die Dummheiten, Mutter."

„Das sind keine Dummheiten. — Du wärst heimgekommen."

„Vielleicht auch nit."

„Aber du hättest dem Mariele einen Brief geschrieben."

„Ja. Und wenn du jetzt nit redest, dann schreib ich ihn heute noch."

„So, du — Hohlöfner! Bloß daß dein Vater d i e Dummheit nit gemacht hätte. — Schäm dich, Rudolf, dem Mariele nit ganz und gar über alle Berge weg zu vertrauen. Hab dich für anders gehalten. Eine Marie Berteles bringt selbst der Herrgott bloß zuwege, wenn er der Welt was ganz Gutes und Schönes geben will, und der, der solch ein Mädel heiraten will, darf nit einer von der gewöhnlichen Sorte sein. Ich habe gedacht, du wärst einer von den anderen, weil du fest warst gegen deinen Vater, und weil du hier in der Stadt soviel — — lernen willst, damit du einmal gescheiter bist wie die anderen. Rudolf, wenn du nit mehr aufbringst als Trotz, dann hör auf; denn dann fehlt das Beste. — Um das Mariele brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Sie geht mit keinem Gedanken an dir vorbei und denkt an dich mit jedem Atemzuge, aber du bist noch lange nit so weit wie sie." Die Hohlöfnerin sprach bitter ernst und in tiefer Herzlichkeit. „Rudolf, wenn das einen Sinn haben soll, daß du in der Stadt bist, dann mußt du als ein anderer wiederkommen, wie du gingst. Damit ist's nit gemacht, daß du uns Bauern nachher sagen kannst, es ist in der Stadt auch nit alles Zuckerlecken. Das wissen die Vernünftigen lange schon, und ob du es ihnen sagst oder ein anderer, das ist einerlei. Dein Vater ist der erste in Schönbach, nit bloß weil er der größte ist. Das Dorf hat ihm auch allerlei zu danken. Die Zeit aber wird anders, Rudolf. Das langt nit mehr, daß einer dreißig Morgen mehr und die beste Saat und die erste Drillmaschine hat. Das aber langt auch nit, daß einer da und dort hineinriecht, wie du das jetzt machst. Da drin muß es sitzen", Minna Korn wies auf ihr Herz. „Und da sitzt es bei dir noch nit." Sie legte ihm die Hand auf das Knie. „Sei nit böse, Rudolf. Ich will dir nit weh tun, aber ich kann's nit mit ansehn, wenn aus der traurigen Zeit nit wirklich etwas herausspringt, und du nit wiederkommst als ein Mann, der das geworden ist, was er gern werden möchte. Und

nun will ich vom Mariele weiterreden." Sie erzählte, wie sie das junge Mädchen absichtlich dem jungen Lehrer überliefert, als die Wachtel schlug, wie besitzfreudig er im Entsagen sei und nun mit seinem Herzenstakt das Mariele auch nicht mit einem Blick beunruhige. Dann redete sie mütterlich: „Rudolf, wer so reich ist wie ihr, und und das Mariele, seid, der tät eine Sünde vor dem Herrgott, wenn er wie ein Geizhals alles nur für sich haben wollte. Liebhaben macht nit ärmer, das macht reicher. Der arme Mensch wird es dir und dem Mariele einmal auf dem Sterbebette danken, wenn seine letzte Zeit auch seine schönste war."

Ernst und nachdenklich sah Rudolf über den schwach bewegten Teich hin.

„Bist nit böse?" fragte die Mutter.

„Nein, Mutter", bekannte er freudig. „Kannst den beiden von mir erzählen, aber sag dem Mariele ja nit, daß ich schon war gelernt hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Kulturkuriosa.

Von Hanns von Luckhan.

Alte Sitten und Gebräuche muten uns oft komisch an, auch wenn nur wenig Zeit zwischen dem Heute und dem Gestern liegt.

Noch bis 1905 wurde im Sprengel der Abtei Criosa in Rußland den Verstorbenen ein Reisepaß ausgestellt, den man jedem Toten in sein Grab legte. Die Pässe trugen alle den gleichen Inhalt: „Wir, durch Gottes Gnaden Patriarch von Criosa, lassen Euch wissen, daß ein Diener Gottes das Zeitliche gesegnet hat, und befehlen wir Euch, ihn unverzüglich in das Reich Gottes eingehen zu lassen, sintemal wir ihn von all seinen Sünden befreit und ihm den Segen mitgegeben haben. Deshalb wollt Ihr diesem nachkommen, denn zu solchem Ende haben wir diesen Freibrief gegeben."

Weniger fremd dünkt uns schon eine gute alte Sitte aus dem Elsaß. Auch damals hat es schon eine Not der Landwirtschaft gegeben, und die Bauern haben genau wie heute darüber geklagt, daß sie ihr Getreide jedesmal zu einem Zeitpunkt verkauft hatten, als es am niedrigsten stand. Um nun diesem Übelstand zu steuern, legten sie am Dreikönigstag zwölf gleichgroße Weizenkörner auf eine warme Ofenplatte. Jedes Korn wurde gezeichnet und bedeutete einen Monat. Die Hitze des Ofens schwellte nun die Körner, bis sie platzten und von ihrem Platz sprangen. Das Korn nun, das am weitesten weggesprungen war, gab den Monat an, in dem das Getreide den höchsten Preis erreichen würde. So glaubten sie und versuchten, ihren Weizen bis dahin zurückzuhalten. Manchmal stimmte es, manchmal auch nicht.

Es war also früher ähnlich wie heute. Nicht zuletzt in den Dingen der Mode. Zu allen Zeiten trieben die Frauen einen Kleiderluxus, der meist weit über ihre Verhältnisse oder richtiger über die der Männer ging. Vergebens suchte 1588 König Johann III. von Schweden dagegen anzukämpfen, indem er jeder Frau, die einen seidenen Rock oder eine seidene Mütze trug, einen Nationalsoldaten ins Haus einquartierte. Eigenartigerweise erreichte er aber durch diese Maßnahme gerade das Gegenteil, und jede Frau, die es sich leisten konnte, kaufte ein seidenes Stück und ging schnell zum Magistrat, um sich zur Einquartierungsstrafe zu melden. So hat immer wieder und überall jedes Gesetz gegen den Kleiderluxus und die Modetorheiten versagt. Was versuchte man nicht alles unter der Regierung Ludwigs XIV. gegen die damals herrschende Mode der Schönheitspflästerchen? Arm und Reich huldigten ihr, im Gesicht, am Hals, auf den Schultern, in allen möglichen Formen und Größen; ja, ganze Landschaften und Städtebilder in Miniaturen prangten auf der weißen Haut der Frauen. Kein Einschreiten der Behörde, kein Witz der Bühne, kein Spottlied der Straßenjungen konnte dieser Übertreibung Einhalt tun. Erst dem Priester La Chaise gelang es in einer Fastnachtspredigt, indem er einfach erklärte, daß zu seiner Freude diese Mode endlich zurückginge und nur noch Frauen in einem sehr vorgeschrittenen Alter sich ihrer bedienten, um sichtbare Furchen und Runzeln zu bedecken. Schon am nächsten Tage waren die Trägerinnen des verpönten Pflasters zu zählen, und in wenigen Wochen verschwand diese unschöne Modetorheit ganz.

Nicht wenig seltsame Dinge und Sitten stellten sich auch in der Liebe und Ehe ein. Ein wirksames Mittel gegen die Scheidung fand man in Zürich. Wenn dort ein Paar um Scheidung einkam, wurden beide Eheleute von Gerichts wegen zuerst einmal vierzehn Tage in einen einsamen Turm geschlossen. Sie befanden sich dort in einem engen Zimmer und hatten nur ein einziges Bett, einen Tisch und einen einzigen Stuhl zu ihrer Verfügung. Ja, sogar ihre Mahlzeiten mußten sie mit einer gemeinsamen Gabel und einem Messer einnehmen. Erst wenn sie nach diesen vierzehn Tagen immer noch auf Scheidung bestanden, wurde ihr Wunsch erfüllt. Meist aber fand man sich in der Einsamkeit zueinander zurück.

Also auch damals war, wie man sieht, die Scheidung mit Widerständen und Schwierigkeiten verbunden. Und noch heute würde mancher gern heiraten, wenn er wüßte, daß er, falls er schwer enttäuscht werden sollte, seine Frau genau so einfach wieder los werden könnte, wie er sie bekommt. Denn Heiraten kostet oft nichts. Man geht zu den Eltern, wird monatelang gefüttert, und schon ist man verheiratet, wenn man sich nicht rechtzeitig nach einem anderen, ähnlichen Mittagstisch umgesehen hat. In Spanien waren die Brauteltern nicht so freigebig. Wenn dort ein junger Mann in ein Mädchen verliebt war, klopfte er an die Tür des Hauses und bat um Feuer für seine Zigarre. Dieser erste Schritt erweckte lediglich die Aufmerksamkeit der Eltern. Wenn er zum zweiten Mal um Feuer bat, wußten die Eltern, woran sie waren, und konnten die Werbung erwägen. Der dritte Besuch folgte meist schnell nach dem zweiten. War der Freier unwillkommen, wurde ihm das Feuer verweigert und die Tür vor der Nase zugeschlagen. Hatte man aber gegen seine Werbung nichts einzuwenden, so bot man ihm Feuer, und jetzt erst trat er zum ersten Mal in das Haus, wo er von der Familie feierlich erwartet wurde.

Zum Schluß noch einige seltsame englische Gesetze, die weit bis in das Mittelalter hinein Geltung hatten:

Ein Pachtvertrag durfte nie länger als neunundneunzig Jahre geschlossen werden, da nach hundert Jahren das Grundstück an den Pächter als Eigentum überging.

Alle Kontrakte, die Sonntags abgeschlossen wurden, waren vor dem Gesetz ungültig.

Ein Feld oder eine Wiese, über die ein Leichenzug ging, wurde ohne Entschädigung an den Besitzer zur öffentlichen Straße erklärt.

Heiratete jemand eine Frau, die Schulden hatte, so war er nicht verpflichtet, ihre Schulden zu bezahlen, falls er sie aus der Hand des Priesters nur mit einem Hemd bekleidet empfing.

Alle Kinder, die auf dem Meer geboren wurden, gehörten in die Gemeinde Stepnei.

Der brennende Zirkus.

Skizze von Heinz Steguweit.

Es hatte keinen Sinn, nach Ursache und Schuld zu fragen. Im Elefantenzelt brannten fünfzig Ballen Heu und zwanzig Ballen Lohe, daran war jetzt nichts mehr zu ändern. Die Flammen fraßen sich mit lüsternem Knirschen weiter, auf der einen Seite des Stallzelts warfen die Artisten mit Schläuchen, Eimern und Kübeln einige Gallonen Wasser in den Scheiterhaufen, während der Direktor und seine Tierbändiger auf der anderen Seite die Elefantenherde in Sicherheit brachten. Und wie trompeteten die bangen Dickhäuter, wie rebellierten sie gegen ein Unheil, für das sie dieselben Menschen verantwortlich machten, die ebenso hilflos wie schuldlos waren! Dann rückte die Zirkusfeuerwehr mit drei Spritzen an. Auch das Nachbarzelt mit den Pferden hatte jetzt Feuer gefangen. Welches Wiehern, Schreien, Prasseln! Dabei war Vorstellung im Manegenzelt, über zehntausend Menschen saßen da. Wer ahnte von ihnen, daß Feuer und Panik als gierige Gespenster hinter ihrem Rücken auf der Lauer lagen?

Der Direktor, der jetzt seine Elefantenherde geborgen hatte, schrie in den brennenden Tumult, die Clowns sollten sofort in die Manege laufen, die komische Nummer sei an der Reihe.

Einer aber hatte, trotz der entgegengesetzten Windrichtung, Qualm gewittert: der Polizeioberst, der im

Zirkus in der Nähe des hinteren Ausganges saß. Er stand auf, rannte hinter den Zirkus, roch den Rauch, hörte das Geschrei, sah die Flammen. Und stürzte auf den Direktor, der eben zwei schäumende Araberpferde aus dem Stallzelt riß, während ringsumher zweihundert Menschen mit Eimern durcheinander liefen; Chinesen, Neger, Liliputaner, Cowboys und Indianer. Der Polizeioberst rief mit hochrotem Kopf, der Direktor solle sofort den Zirkus räumen lassen, das Publikum sei in höchster Gefahr, es ginge um mehr als zehntausend Menschenleben!

Der Direktor lehnte ab, schwitzend und keuchend, seine Hände hatten schon Brandblasen. Und er belehrte den Polizeioberst, daß eine Panik tausendmal gefährlicher sei als ein brennender Stall voll Tiere.

Davon wollte der Polizeioberst nichts wissen. Im Gegenteil, er rief um Hilfe und verlor vollends die Besinnung. Der Direktor hielt ihm den Mund zu, das half aber nichts, der Oberst kämpfte sich wieder los und wollte die Feuerparole eben ins überfüllte Manegezelt schreien, als er über einen Holzpflock stolperte und in einer Pfütze lag. Da hoben ihn zwei kräftige Akrobaten auf und, mochte er toben und fluchen, trugen ihn in einen Käfig, der dicht neben den Löwen und Tigern stand. Diesen Käfig riegelte man ab, das Bild war weniger ergötzlich als notwendig.

Denn während sich in der Manege die Clowns ohrfeigten und unter Aufbietung ihrer letzten Nervenkraft allerlei Späße trieben, während ferner die Musik einen überlauten Marsch nach dem andern spielte, stürzten draußen zwei mächtige Stallzelte ineinander, fast dreihundert Tiere standen obdachlos und nur notdürftig gefesselt umher. Die Zirkusfeuerwehr nahm jetzt aus Sicherheitsgründen das Segeltuch des Monsterzeltes unter ihren Strahl. Ein Katarakt ergoß sich auf das Dach und floß wieder in breiten Strömen ab. Das alles dauerte etwa eine Stunde, dann war die größte Gefahr vorbei. Einige Tiere hatten zwar aus Todesangst die Gitter ihrer Käfige verbogen, einige Dromedare rochen versengt, und ein Pudel suchte jaulend seine Jungen, aber es gab kein Menschen- oder Tierleben zu beklagen. Und die Zelte, die da in Rauch und Asche lagen, waren durch eine hohe Versicherung gedeckt.

Unterdessen überschrie sich das Publikum vor Lachen, ja es tobte aus Unmut darüber, daß die drollige Nummer mit den Clowns schon zu Ende sein sollte. Jetzt kamen dressierte Seelöwen, dann noch ein indischer Zauberkünstler und zum Schluß eine wilde Troikafahrt in sibirischen Kostümen.

Draußen wartete der Zirkusdirektor, bis auch das letzte Fünkchen erloschen war; dann erst schloß er den Käfig auf, in dem das seltsamste Geschöpf seiner Sammlung wütend und bleich gefangen saß: der Polizeioberst!

„Wir haben gesiegt, Herr Oberst."

Der hohe Polizeibeamte antwortete nichts. Er knirschte nur, der Direktor und seine handgreiflichen Akrobaten würden ins Gefängnis kommen, denn Freiheitsberaubung und Widerstand gegen die Staatsgewalt seien strafwürdige Verbrechen!

„Es ging um zehntausend Menschen, Herr Oberst. Außerdem haben wir eine Blitzlichtaufnahme von Ihnen gemacht, während Sie im Käfig saßen." — —

Ach, der Direktor und seine Leute haben niemals eine Anklageschrift zu sehen bekommen. Und daß dieser Zirkuskönig auch nach dem Brande ein Mann von wunderbarer Geistesgegenwart blieb, dafür bürgt die Tatsache, daß er auf eine Veröffentlichung der Blitzlichtphotographie verzichten konnte, weil sie überhaupt nicht gemacht worden war.

Lustige Rundschau

* **Letzte Torheit.** Ein junger Lebemann hatte sich entschlossen, in den Hafen der Ehe einzulaufen. Nach der Trauung nahm ihn seine Schwiegermutter beiseite, indem sie ihn ermahnte: „Mein lieber Heinrich, Ihr früheres Leben ist nun abgeschlossen. Ich hoffe, Sie werden fortan keine Torheiten mehr begehen." — „Seien Sie unbesorgt, liebe Mama", versicherte der Schwiegersohn, „ich verspreche Ihnen, daß dies die letzte gewesen ist!"

Das Lebenselixier der Zukunft.

Die Kohlensäure der Luft als Rohmaterial für Nähr-, Werk- und Kraftstoffe.

Von Dipl.-Ing. H. Fr. Petzold.

Die Bevölkerung der Erde nimmt dauernd zu. Noch schneller als die Zahl der Menschen wächst jedoch ihr Verbrauch an Nahrung und allen anderen Gütern. Zu deren Bereitstellung sind Stoff und Energie erforderlich. Der Stoff ist in begrenzter Menge im Mineralreich vorrätig oder wird unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen dauernd neu gebildet. Dasselbe gibt von der Energie. Diese schöpfen wir zurzeit noch in der Hauptsache aus den in früheren Epochen angesammelten Vorräten, und es läßt sich jetzt schon mit Sicherheit voraussagen, daß sie in einer Zeitspanne verbraucht sein werden, die in gar keinem Verhältnis zu der Dauer ihrer Bildung steht. Als Ersatz stehen uns die Wasserkräfte, vielleicht auch die Ausnutzung von Ebbe und Flut zur Verfügung. Noch ist aber nicht abzusehen, ob sich damit der Bedarf später einmal decken läßt. Denn dieser wird, abgesehen von allem anderen schon deshalb wachsen, weil das Eisen als Hauptwerkstoff der Zivilisation immer mehr durch die Leichtmetalle ersetzt werden muß, deren Gewinnung aus den Erden aber größere Energiemengen erfordert. So sind wir darauf angewiesen, im Energieverbrauch zu sparen.

Nun ist der Hauptstoff alles unter dem Einfluß des Sonnenlichtes Wachsenden die Kohlensäure der Luft. Auf dem Weg über die Pflanze dient sie uns zur Nahrung, als Holz und Zellulose zum Werkstoff, als Kohle zur Lieferung von Energie. Diesen Weg — im letzten Fall erstreckt er sich über geologische Zeitalter — abzukürzen, bildet die Aufgabe der Wissenschaft, deren Lösung z. T. schon gelungen, z. T. zu erwarten ist. Man versteht jetzt bereits aus Kohlensäure Methan herzustellen und von diesem über Azetylen zu Teer und Benzol zu gelangen. Ein anderes Verfahren verwandelt die Kohlensäure in Zucker, und es besteht die Aussicht, in ähnlicher Weise auch Zellulose herzustellen.

Die Überführung der Kohlensäure in Stärke und Fett steht dagegen noch aus, ebenso bietet es Schwierigkeiten, die natürlichen Prozesse beim Aufbau solcher pflanzlichen Stoffe, die, wie z. B. Eiweiß, Stickstoff enthalten, künstlich hervorzurufen. Aber wie es gelungen ist, den Stickstoff der Luft ohne Hilfe der Stickstoff assimilierenden Pflanzen für technische und Düngezwecke zu gewinnen, wie man die Kohlensäure rein technisch in Nahrung, Werkstoff und zum Energielieferanten umzuwandeln versteht, so kann auch die Synthese der hauptsächlich aus Kohlenstoff bestehenden Nahrungsmittel dereinst gelingen. Dadurch wird der Kreislauf dieser beiden wichtigsten Grundstoffe beschleunigt, was auch einer Stoffeinsparung gleichkommt. So wird dereinst, wenn die Vorräte verbraucht sind, die künstliche Erzeugung hoffentlich den Bedarf decken, den das natürliche Wachstum allein nicht befriedigen kann.

Bunte Chronik



* **Der Kampf um den Tabak.** Anläßlich des 400. Geburtstages von Jean Nicot, welcher den Tabak in Europa eingeführt hat, kam es in Paris zwischen der Liga zum Schutz der Raucher und der Anti-Raucher-Liga zu heftigen Zusammenstößen. Die erste will den Geburtstag Nicots mit einer großen Festlichkeit feiern, während die zweite gerade diesen Tag zu großen Demonstrationen gegen das Rauchen benutzen will. Vor einigen Tagen besuchte ein Mann, der sich als Mitglied der Anti-Raucher-Liga legitimierte, viele Pariser Cafés. Hier entriß er den Gästen die Zigarren und Zigaretten, die sie gerade im Munde hielten. Ähnliche Demonstrationen sind für die nächste Zeit in noch größerem Umfange geplant. Natürlich will sich die Raucher-Schutz-Liga solche Scherze nicht gefallen lassen und wird entsprechende Gegenmaßnahmen treffen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.